

Du, meine Seele...

Dietrich Korsch

Dass ein Mensch sich selbst anredet, ist ein eigentümliches Phänomen. Sind wir doch sprechend immer schon bei und mit anderen, von ihnen her gemeint, zu ihnen hin gewendet. Sprechen haben wir von anderen gelernt; die Anrede, der Anruf ist älter als das Ich-Sagen. Aus dem Sprechen kommen wir offensichtlich nicht hinaus. Nicht im Denken, nicht im Fühlen – immer geben wir dem Sprache, was wir erfahren und meinen; ohne dieses Sprechen wäre nichts, was es ist. Und darum kann man sich auch zu sich selbst nur sprechend verhalten, sei es mit tönender Stimme, sei es lautlos. So wie das Anreden, die Ansprache das erste ist im lauten Sprechen mit anderen, so ist auch die Anrede, das Sich-Ansprechen die elementarste Sprachhandlung im Verhältnis zu sich selbst. Dieser Sachverhalt spricht selbst eine eigene Sprache. Denn er weist darauf hin, dass wir uns selbst nicht haben. So vertraut wir mit uns selbst sein mögen, so undurchschaubar privilegiert wir mit uns selbst umzugehen imstande sind, so wenig können wir über uns selbst als Ding, wie einen Besitz, verfügen. Wer bin denn ich? Schon die Frage zeigt die Distanz in mir selbst, die durch keine Antwort mehr aufgehoben werden kann. Blitzt sie auch nur einmal auf, so kann sie nie wieder geschlossen werden. Ist sie einmal da, kann ich mich zu mir selbst nur in der Form der Anrede verhalten – zu dem Anderen, das inmitten dessen, was ich bin, als ich selbst da ist. Das Selbstgespräch, das Verhandeln mit sich selbst (Was soll ich wollen? Was will ich tun?) kommt dabei erst an zweiter Stelle zu stehen. Denn die eigentümliche Wahrnehmung dessen, was ich mir selbst gegenüber bin, geschieht als Anrede: ›Du‹ sage ich zu ›mir‹. Damit ist eine Differenz zugleich wahrgenommen wie ausgesprochen – und also nicht nur hingenommen, sondern angenommen. Nicht erlitten als purer Riss durch sich, sondern erlebt als Unterschied, auf den ich mich beziehen kann, mit dem und aus dem ich lebe. ›Du‹ sage ich zu mir – und bin mir so fremd wie vertraut zugleich.

Wen rede ich an, wenn ich zu mir ›Du‹ sage? Keine einfache Frage. Denn dass ich ›mich‹ anrede, muss doch in sich schliessen, dass dieses ›Du‹ etwas ist, jedenfalls etwas, das sich anreden lässt, also eine Instanz darstellt von eigenem Gewicht und eigenem Recht. Wenn aber jetzt dieses ›Du‹ erst durch die Anrede das wird, als was es schon immer in Anspruch genommen ist? Kann es denn ›etwas‹ sein, bevor es in der Anrede angesprochen wurde? Aber ist es, so als ›Du‹ ange-

redet, wirklich ›ich‹? Oder zerfällt es nicht gerade durch die Anrede, die es stiftet, in unüberwindliche Fremdheit, mir uneinholbar gegenüber?

»Du, meine Seele...« – in dieser Anrede wird das ›Du‹ dadurch etwas, dass es einen Namen bekommt: Meine Seele. Nicht, dass die nun ein Etwas wäre, irgendwie bemerklich zu machen durch Erregungszustände der Sinne oder Ladungsquanten von Nervenzellen. Unsinnig, danach zu suchen, kommt die Seele doch nur als Instanz des Du in den Blick. Und doch eben mehr, noch einmal ein anderes als das blosse Du der Anrede. Die Vermutung, nein, die Gewissheit dessen, dass im Du nicht bloss das Andere meiner selbst in mir selbst zum Vorschein kommt, sondern eben ›ich‹ als Seele. Ich als mit mir selbst verbunden in aller Differenz, durch alle Differenz, die ich ja im Du-Sagen als der Form, in der ich mich zu mir selbst verhalte, immer wieder neu eröffne und betätige. Nicht anders als flüchtig kann sie vorgestellt werden, meine Seele. Und doch geradezu unheimlich beständig, gerade in dieser Flüchtigkeit. Weil sie so flüchtig ist, darum lässt sie sich auch nicht erfolgreich fixieren. ›Das Wesen der Seele‹ geht an ihr vorbei, der substantiellen Verdinglichung entzieht sie sich. Das zeigt sich darin, dass, der Anredeform des ›Du‹ in mir entsprechend, die ursprüngliche sprachliche Entdeckung der Seele im Imperativ vor sich geht. »Du, meine Seele, singe...«: Nichts Ruhend-Beständiges ist sie also, sondern vom Imperativ in Bewegung zu versetzen, damit sie ist, was sie sein soll. Schwingen muss sie, damit sie das Fluidum sein kann, in dem ›ich‹ zu ›mir‹ ›Du‹ sage. »Du, meine Seele, singe...«: bewege dich, in Höhe und Tiefe – und lass mich darin zu Hause sein, mich sprechend Angesprochenen, mich angeredet mir Begegnenden, indem du tönend erfüllst, was mich sprechend von mir trennt.

Dass die Seele singt, ist die schönste, ja die einzige Gewähr für ihre dichte Beständigkeit als das Fluidum, in dem ich mir begegne. Die Melodie des Gesangs stiftet Zusammenhang im zeitlich Verlaufenden, weckt Erwartung des kommenden Tons, lässt Erinnerung des Nachhalls nicht einfach verschwinden. Wenn das Sprechen so unhintergebar ist wie die Wahrnehmung, dass ich mir selbst Gegenüber bin (und darin um so stärker Gegenüber der anderen), so ist das Singen der Äther der Seele als der Einheit des Verschiedenen. Schwingungen der Töne in Höhe und Dynamik, Verfliessen in der Zeit, Beständigkeit und Wiederholbarkeit der Melodie: unsichtbarer Zusammenhang, in dem das Getrennte beieinander ist. Das Sprechen bringt als differenzierende Anrede zur Sprache, dass es sich

Dietrich Korsch

einem fein gewobenen Stoff verdankt, der es umhüllt und in allem Unterschied beieinander hält.

»Du, meine Seele, singe...«: Wie könnte die Seele singen in der Zeit ohne den Raum, in dem sie lebt? Wie könnten die Töne klingen ohne den Resonanzboden des Leibes? Wie könnten sich Melodien bilden ohne die Regelmässigkeit der Sinne? Ich als Du in mir – so ist die Seele im Leib, nur auf eine andere, eine musikalische Weise, den Unterschied von Leib und Seele beieinander zu halten. Dass der Gesang die Einheit der Seele verkörpert, ist Zeichen und Gewähr der Einheit von Leib und Seele. Überwillentlich und vorbewusst ist miteinander verspannt, ineinander verwoben, was kein Wille, kein Bewusstsein zu erdenken vermöchte. Die Sphären des Klangs verbinden, was sich in der Dialektik des Sprechens auseinanderlegt. Kein Ich findet zu sich ohne Seele, keine Seele klingt ohne Leib, und doch waltet im Einklang von Sprechen und Klingen noch mehr.

Denn zu sich ›Du‹ sagen ist etwas anderes als erneutes Klingen, Klang im höheren Ton. So sehr die Sphäre der Harmonie Leib und Seele verbindet, so wenig verdankt sich die Seele dem Leib. Das Differente im Ich, nur im Ansprechen seiner selbst zu bewähren und zu behandeln, ist nicht nur verzerrtes Rauschen oder schräge Dissonanz. Die Lebendigkeit der Seele, so wenig sie aus sich selbst erzeugt ist, nimmt diese Bewegung des Sprechens nur dann in sich auf, bietet ihr nur dann Klangraum und Resonanzboden, wenn sie selbst aus einer Herkunft stammt, die Du und Ich, einander so ursprünglich wie feindlos gegenüber, verbindet.

»Du, meine Seele, singe, wohlauf und singe schön / dem, welchem alle Dinge zu Dienst und Willen stehn. / Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd / ich will ihn herzlich loben, so lang ich leben werd«.

So lang ich leben werd: So lange ich die Seele am Ort des Leibes finde, klingend, wohltönend, so lange tönt das Lob Gottes, der Preis seiner Herrlichkeit. Denn er hat geschaffen, was mir als Seele den Raum zur Begegnung mit mir eröffnet. Er, droben, ist das ursprüngliche, feindlose Gegenüber meiner selbst, meiner Seele, die in meinem Leibe lebt. Er, dem alle Dinge möglich sind, hat Leib und Seele gemacht, in denen ich mich finde. Hat sich – aus Freude am Zusammenklang, darf man ahnen – so auf uns eingelassen, dass er uns das Leben gab, mit dem Einklang von Leib und Seele und dem Ansprechen des Du in mir und dem Sprechen der einen mit den anderen und dem miteinander Singen.

Du meine Seele...

»Du, meine Seele, singe...«: Wer sich selbst anredet und dabei sich als in der Seele mit sich einig entdeckt, wird dankbar für die Wohltat des Leibes, ohne den die Seele nicht klingen könnte. Und wird nicht nur selbst zu klingen anfangen, sondern zu singen beginnen, Wort und Sinn in Melodie und Rhythmus einfließen lassen, um den zu nennen, zu loben und zu preisen, der uns noch und noch erhält, in lauter endlicher Differenz, umgeben von lauter unendlicher Harmonie.

»Ach ich bin viel zu wenig, / zu rühmen seinen Ruhm; / der Herr allein ist König, / ich eine welke Blum. / Jedoch weil ich gehöre / gen Zion in sein Zelt, / ist's billig, daß ich mehre / sein Lob vor aller Welt« (Paul Gerhardt 1653).

— Dr. Dietrich Korsch ist Professor für Systematische Theologie an der Philipps-Universität Marburg.